

## **Laudatio**

auf Helga Marten

Hans-Joachim Müller

Kunstkritiker und Autor, Freiburg

Herr Oberbürgermeister, Herr Bürgermeister, verehrte, liebe Frau Marten, meine Damen und Herren,

Wir reden von einem Werk, das in Jahrzehnten ins Unüberschaubare gewachsen ist. Wir reden von Bildern, die es noch immer zu entdecken gilt. Wir ehren eine Malerin, die mit Entschiedenheit ihren eigenen Weg gegangen ist, ihren eigenen Weg geht. Unbeeindruckt von den launischen Travestien, in denen sich die Kunst ihres Jahrhunderts immer neu erfunden hat. Und doch zugleich weltwach und sich selber nie zu schade für die kritische Teilhabe am Behauptungsstolz, der Gegenwart heißt.

Wenn es etwas gibt, das dieses Werk zusammenhält und die unausgesetzte Malarbeit Tag um Tag antreibt, dann ist es der wohl begründete Verlass auf die Tradition als unausgesetzte Verpflichtung. Nichts in der Kunst ist erledigt, nichts ist unmöglich geworden, das war von Beginn an in den späten fünfziger Jahren Gewissheit, Motto und Programm. Und in Hans Meyboden hatte die Künstlerin einen Lehrer an der Freiburger Außenstelle der Karlsruher Akademie, der mit gelassener Skepsis das Nachkriegsringen um den sogenannten künstlerischen Fortschritt geschehen ließ. Einen anderen Lehrer hätte sich Helga Marten nicht gesucht.

Für sie ist Malerei – und das stand immer fest – ein unvollendetes, mithin ein unvollendbares Projekt, das Wahrheit und Würde in immer neuer Erprobung der Bildgattungen „Landschaft“, „Stilleben“ und „Porträt“ erfährt. Dass Malerei als Auseinandersetzung mit den Dingen und Belangen der sichtbaren und unsichtbaren Welt an ihrem geschichtsnotwendigen Ziel angekommen sei und die Zukunft des Bildes nurmehr in der Dekonstruktion seiner gegenständlich figürlichen Überlieferung liegen könne, der Gedanke ist der Malerin immer fremd gewesen.

Dabei ist es keineswegs so, dass dieses Werk auf Rückzug und Abwehr gründen würde. Und zu keinem Zeitpunkt war so etwas wie kämpferische Opposition spürbar. Die große Übersichtsausstellung, die noch immer aussteht, würde zeigen, wie „modern“, um ein bald altdeutsches Wort zu gebrauchen, wie „modern“ dieses Werk begonnen hat, wie der noch immer

schwankende Boden dieser Jahre seine gleichsam seismische Entsprechung fand in riskanten Raumarchitekturen und zuckenden Farbsignalen.

Dass Helga Marten den Verführungen der Abstraktion widerstanden hat, denen sich die deutsche Nachkriegskunst so bereitwillig hingab, heißt nicht, dass sie keine intakten Mittel gehabt hätte, auf ihre Zeit zu reagieren, ihre Erfahrungen zu gestalten, Bilder zu malen, denen man heute im Abstand von fünfzig, sechzig Jahren mit nicht geringem Staunen begegnet. Bilder von einer musealen Frische, wie sie kostbar geworden ist.

Stilleben, Landschaft, Porträt – sie rhythmisieren dieses Werk. Man könnte nicht sagen, dass in einer Phase das eine Thema das andere verdrängt hätte. Und bis heute lässt sich schwer prophezeien, wohin die Malerin bei jedem neuen Bild tendiert. Wohl ist es so, dass die Balance aus der Bezogenheit der Motive stammt. Motiv ist ja nicht das, was das Bild zu sagen oder zu zeigen hat. Motiv ist bildnerischer Beweggrund, das, was die Malerei induziert, was sie mit Dynamik füllt, was sie am Leben hält. Und wenn mal ein Stilleben, mal eine Landschaft, mal ein Figurenbild die Aufgabe übernimmt, dann heißt das nur, dass die Malerin aus vernetzten Energiequellen schöpft.

Stilleben meint Anschauung. Mit der Landschaft verbindet sich räumliche Erfahrung. Das Porträt, das Bildnis handelt von der Begegnung.

Und so geht es beim Stilleben um künstliche Ordnung und isolierende Betrachtung der Dinge, um ihre Lösung aus Zweck und Bestimmung und Ursächlichkeit. Und in allem ist das Stilleben kontrafaktische Welterzählung. Es erzählt von etwas, das sich nicht einfach abbilden lässt.

Daneben hat das Landschaftsbild mit Ausschnitt und Fenster zu tun, mit der Übersetzung des Raums in ein flächiges Äquivalent. Und nicht zuletzt setzt das Landschaftsbild auf ihn, auf den unverwüstlichen Schönheitstrost, der allein jene Zumutung erträglich macht, die darin besteht, dass die Zeichen für das Lebendige eben immer nur leblose Zeichen sein können.

Und das Porträt? Das Porträt sucht nach jener wundersamen Übereinstimmung von Augenblick und Dauer, nach dem Wesenhaften, das sich im Blickkontakt erschließt.

Und so sind alle drei beteiligt an der Verwandlung der Welt in reinen Sinnenstoff, in Formen und Farben, denen die Zeit nichts anhaben kann. Und alle drei Modi sind angewiesen auf die

Abgeschirmtheit, auch Abgeschlossenheit des Ateliers, wo sich behutsam, Farbwölkchen um Farbwölkchen, die Sehkunst in der Malkunst vergegenständlicht.

Nie sind die Bilder von Helga Marten anderswo als in dieser Abgeschirmtheit und Abgeschlossenheit des Ateliers gemalt worden. Es ist, gerade was die Landschaften angeht, keine Pleinair-Malerei. Allenfalls führen ein paar Zeichnungen, die vor Ort entstanden sind, zum Bild. Kleine Blätter aus einem Handblock fürs schnelle Fixieren. Ein Strichsystem von der Qualität eines Journal-Eintrags. Aber dann, im Atelier, gilt der Journal-Eintrag nicht mehr viel. Malend lässt sich die Malerin auf unabschätzbare Seh- und Erkenntnisabenteuer ein. Malend schöpft sie aus dem Vorrat an Erlebnissen und Erinnerungen, Begegnungen und Erfahrungen, Kenntnissen und Ahnungen.

Ein erstaunliches Werk, von dem man zu wenig weiß. Jede Ausstellung ist wieder Überraschung. Und wer einmal im Atelier war, der hat doch nur eine ungefähre Vorstellung davon, was sich in den Archiven eines künstlerisch ungemein produktiven Lebens noch alles verborgen hält. Dass ihre Bilder nicht immer gleich aufgefallen sind, das hat Helga Marten nie beirren können. Es galt und es gilt für sie stets nur die Gegenwart, das Bild, an dem sie arbeitet, das sie im Kopf hat, das sie vor Augen hat.

Ich denke, dazu hat viel Mut gehört, nie anders als bei der eigenen Sache geblieben zu sein und diese Sache auch ohne den Zuspruch der großen Öffentlichkeit verteidigt zu haben.

Dafür bewundere ich Sie sehr, liebe Frau Marten, für diese wunderbare Paarung des Feinsinns mit dem Starrsinn, für den lässigen Trotz, mit dem Sie die wechselnden Aufmerksamkeitsströme an sich vorbeiströmen haben lassen.

Und ich danke Ihnen für das Geschenk der Freundschaft, für den Austausch über Bilder, der uns so lange verbindet.

Zu dieser Ehrengabe meine herzliche Gratulation. „Ehrengabe“ ist ein würdiges, ein wahres Wort. Wir beide waren immer überzeugt, dass Ihre Bilder über den Kreis der Kenner und Liebhaber hinaus irgendwann ihr anerkennendes Publikum finden werden. So gesehen ist „Ehrengabe“ schöner Zuspruch - und schönes Eingeständnis zugleich, dass es letztendlich Ihr Geheimnis bleibt, wie Sie mit jedem Bild etwas weiter gehen lassen und etwas Neues beginnen. Leidenschaftlich, unablässig konzentriert, im wahrsten Sinne unermüdlich.

Malen ist ja vielleicht doch undurchschaubares Handeln. Vor Ihrem Werk jedenfalls haben wir erneut gelernt, was uns die Kunst immer wieder lehrt, dass die Bildwerdung der Welt ein Vorgang ist, so rätselhaft und komplex wie die Menschwerdung des Lebens.

Ich wünsche Ihnen alle Kraft zur Unablässigkeit und neugierige Augen, die Ihre Bilder entdecken.

Hans-Joachim Müller